

# Für unsere Kinder

Nr. 17 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

**Inhaltsverzeichnis:** Frühlingsgruß. Von J. v. Eichendorff. (Gedicht.) — Von alten und neuen Feuerzeugen. Von Roland. — Karl Schurz' Flucht aus Kastatt. (Fortf.) — Kuckuck und Nachtigall. (Volkslied.) — Sepp der Prokese. Von Robert Grösch. (Schluß.) — Der Lustballon. Von Heinrich Seidel. (Gedicht.)

## Frühlingsgruß.

Von J. v. Eichendorff.

Es steht ein Berg in Feuer,  
In feurigem Morgenbrand,  
Und auf des Berges Spitze  
Ein Tann'baum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel  
Steh ich und schau vom Baum,  
O Welt, du schöne Welt, du,  
Man sieht dich vor Blüten kaum!

○ ○ ○

## Von alten und neuen Feuerzeugen.

Hast du schon einmal, wenn Mutter die Lampe anzündete, darüber nachgedacht, was das kleine Zündhölzchen alles erzählen könnte? Es ist so ein winziges Kerlchen. Eng zusammengedrückt liegt's mit vielen Kameraden in der kleinen Schachtel und wartet darauf, daß die Finger es um den Leib fassen. Wenn es dann über die Reibefläche der Schachtel gestrichen wird, ist der schönste Augenblick seines Lebens gekommen: zischend sprüht aus seinem braunen Kopfe die helle Flamme. Hell leuchtet es auf, aber nur auf ein paar Sekunden; schon ist sein Glanz erloschen, und halb verlohlt wird es weggeworfen und wandert in den Ofen oder in den Müllkasten. Sein Leben ist zu Ende.

Aber sein Leben ist nicht nutzlos vorübergegangen. Es hat die Lampe entzündet, deren Licht das Dunkel erhellte und bei deren Schein du deine Geschichte weiter lesen kannst; es hat das Holz im Ofen in Flammen gesetzt oder die Glut im Herde entfacht, auf dem die Mutter das Essen bereitet. Du brauchst nur eins der kleinen Hölzchen zu nehmen und du kannst haben, was du wünschst: Licht, Wärme. Wie bequem! Und doch gibt es noch viele Menschen in fremden Ländern, die diese unscheinbaren, aber doch so nützlichen Hölzchen

nicht kennen. Aber auch unsere Urgroßeltern vor hundert Jahren kannten die Zündhölzchen noch nicht.

Schon vor vielen Tausenden von Jahren gab es auf dem Boden, wo wir jetzt leben, Menschen. Aber sie wohnten nicht in Häusern, hatten keine kunstvollen Werkzeuge und Maschinen, kannten keine Schrift. Sie lebten in Wäldern und Steppen als Jäger. In kleinen Herden streiften sie umher, unstet und flüchtig. Mit spitzen Steinen erlegten sie die Tiere und rissen ihnen das Fleisch von den Knochen, um es roh und blutig zu verschlingen. Während der Nacht hausten sie in Höhlen und Gruben, die sie zum Schutze mit Zweigen verdeckten. Wenn am Tage die Sonne auf ihre nackten Leiber schien, waren sie ihres Daseins froh. Zu anderen Zeiten aber hatten sie erbärmlich unter Kälte zu leiden und waren ihr schutzlos preisgegeben. Denn der Mensch kannte den Gebrauch des Feuers noch nicht. Ja, er fürchtete sich wie das Tier vor dem Feuer, das ein Blitzstrahl gelegentlich im Wald entzündete. Doch mit der Zeit lernte er auch gute Seiten eines solchen Waldbrandes kennen. War eine Horde von Menschen vor den Flammen geflohen, und kehrte sie, nachdem der Brand erloschen war, wieder zu ihrer Lagerstelle zurück, so fand sie wohl im niedergebrannten Busch die halbverlohten Leichen von Tieren. Das war ein erwünschter Fund. Kostete es doch große Mühe, diese Tiere auf der Jagd zu erbeuten. Und das Fleisch der Tiere, die dem Feuer zum Opfer gefallen waren, schmeckte angenehmer als das rohe und blutige Fleisch der auf der Jagd erlegten. Angenehm war auch die wohlige Wärme, die die noch glimmenden Baumstämme ausstrahlten. So wagte es die Horde schließlich, sich in der Nähe noch brennender Bäume und Büsche niederzulassen. Auch bemerkten die Menschen, daß die Raubtiere sie des Nachts nicht anzugreifen wagten, wenn sie um ein lodrendes Feuer lagerten. Um so trauriger war die Horde, wenn das Feuer erlosch. Dann waren die Menschen wieder der Kälte preisgegeben, dann mußten sie sich des Nachts durch Wachsamkeit vor den Raubtieren schützen und wieder rohes Fleisch verzehren. Doch sie lernten auch, wie man das Feuer erhalten könne, indem man es mit Ästen

und Zweigen nährte. Und sie lernten weiter, wie man es vermittle eines Stückes Holz von einer Stelle zu einer anderen übertragen könne. Nun konnten sie die Feuerstelle in einer Höhle oder unter einem Felsen anlegen, wo das Feuer vor dem Erlöschen durch den Regen geschützt war und wo auch die Horde ein bequemerer und sichereres Lager hatte. Und ging man auf Wanderung, so nahm man ein glimmendes Holzstück mit, um jederzeit ein Feuer anzumachen zu können. So wird ja auch von den Australiern noch heute berichtet, daß sie auf ihren Reisen stets einen Feuerbrand mit sich führen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln geschah es aber auch jetzt noch, daß das Feuer ausging. Das war für die Menschen um so härter, je mehr sie sich an den Gebrauch des Feuers schon gewöhnt hatten. Aber sie besaßen noch kein Mittel, willkürlich Feuer zu erzeugen. Traurig saß die Horde um die schwarze ausgebrannte Feuerstelle. Es konnte Jahre dauern, bis wieder im Walde zufällig ein Brand entstand.

Doch auch die Kunst, Feuer zu erzeugen, wurde entdeckt. Die Menschen hatten herausgefunden, daß sie mit einem glimmenden Holzstück am besten ein Feuer entfachen könnten, wenn sie darauf das feine Holzmehl schütteten, das durch Bohren von Holz mit Muscheln, Steinen oder Zähnen bei der Herstellung von Waffen und Werkzeugen abfiel.

Eines Tags mochte nun ein Mensch auf der Wanderung mit einem glimmenden Holzstück ein Feuer entzünden wollen. Er hatte aber zufällig kein steinernes oder knöchernes Werkzeug zur Hand, um damit Holzmehl zu bohren, das er auf das glimmende Holzstück schütten wollte. Er nahm nun einen trockenen Zweig, um damit aus einem Stück Holz Holzmehl zu bohren. Dabei fand er, daß das Holzmehl beim Bohren von selbst ins Glimmen und in Brand geriet. Die Erzeugung von Feuer war entdeckt.

So vielleicht haben die Menschen in der Urzeit gelernt, aus eigener Kraft sich Feuer zu erzeugen. Ob's wirklich genau so, nicht anders gewesen ist? Niemand weiß es. Aufschreiben konnten es jene Wilden ja nicht. Wir können vermuten, daß die Menschen auf diese oder ähnliche Weise die Kunst des Feuererzeugens entdeckten, weil die Reisenden uns berichten, daß in allen Teilen der Erde Menschen leben, die noch auf diese einfache Art das Feuer erzeugen. Noch heute ist das Feuerbohren weit verbreitet. In einen Zweig wird eine kleine Vertiefung gemacht; in diese wird ein

harter Holzstab gesetzt, der mit den Händen rasch gedreht wird. Zum Drehen wird auch eine Schnur verwandt. Das feine Mehl, das dabei entsteht, wird durch die stetige Reibung heiß und entzündet sich. Durch Anblasen schießt die Flamme empor. Andere Völkerschaften reiben einen Holzstab in einer Rille hin und her, so lange, bis der feine Holzstaub zu glimmen beginnt. Noch andere schlagen Steine gegen einander und fangen die Funken in einem trockenen Grasbüschel auf. Durch Gegeneinanderschlagen von Steinen haben auch unsere Vorfahren Jahrtausende hindurch Feuer erzeugt. Nur trat an die Stelle des schlagenden Steins später das schlagende Metall. Noch unsere Urgroßeltern vor hundert Jahren machten es nicht anders. Jeder trug ein Feuerzeug aus Stahl, Feuerstein und Zunder bei sich, der Soldner, der in die Schlacht zog, der Bürger, wenn er zur Ratsversammlung ging, der Junker am Hofe seines Fürsten. Mit welchen Umständen aber war damals die Feuererzeugung verknüpft! Unzählige Male mußte der Stahl gegen den Feuerstein geschlagen werden, bis endlich ein Funke auf den weichen, trockenen Zunder fiel und ihn in Brand setzte. War manches ärgerliche Wort fiel dabei. Wehe, wenn der Zunder feucht geworden war. Da konnte man ruhig alle Hoffnung aufgeben. Und ähnlich schwer haben es die Menschen vor Tausenden von Jahren gehabt, haben es die Naturvölker noch heute, wenn sie durch Bohren, Sägen oder Schlagen den Funken herbeizaubern wollen. Nur im Notfall gebrauchen sie ihre einfachen Feuerzeuge. Lieber gehen sie zum Nachbar, mag er auch ferne wohnen, und bitten ihn um einen glimmenden Brand von seinem Herde. Und zu Urgroßvaters Zeiten entzündete man lieber den Holzspan oder den Fidißbus am lustig flackernden Herdfeuer, um mit ihm die Kerze im Leuchter, den „Knaster“ in der langen Pfeife oder das Holz im Kamin zu entzünden, als daß man mit Stahl und Feuerstein sich abmühte.

Ja, wir Menschen von heute haben es da viel bequemer. Im Nu können wir unser Zimmer strahlend erhellen, können wir, mag's draußen stürmen und schneien, im Ofen behagliche Wärme erzeugen, können wir unter den Töpfen und Kesseln auf dem Herde helle Blut entfachen. Wir haben ja treue und hilfsbereite Diener.

Erst vor siebzig Jahren etwa stellte man die ersten Zündhölzer her. Heute finden wir

sie in dem weltabgelegenen Heidedorf so gut wie in dem einsamen Weiler im Hochgebirge. Wir könnten ohne sie nicht mehr auskommen. Holzstäbchen, deren Kopf mit Schwefel überzogen war, gebrauchte man bereits seit längerer Zeit zum Übertragen von Feuer. Nun versiel einer auf den Gedanken, auf dem Schwefel noch ein wenig Phosphor zu befestigen, da sich Phosphor schon durch bloßes Reiben entzündet. Damit war das Zündholz erfunden. Der Phosphor entzündet sich beim Reiben, brennt und entzündet auch den Schwefel, und von diesem geht das Brennen auf das Holz über. Doch ist der gewöhnliche gelbe Phosphor sehr giftig, und die Arbeiter in den Zündholzfabriken erleiden durch ihn schreckliche Krankheiten, ihre Knochen beginnen zu faulen. Daher verwendet man jetzt eine andere Form des Phosphors, den roten. Der rote Phosphor ist nicht giftig, aber viel schwerer entzündlich. Deshalb trägt man diesen roten Phosphor auf einer besonderen Reibfläche des Zündholzschächtelchens auf und setzt zu dem Schwefel noch besondere Stoffe, wie chlorsaures Kali und andere, die den Schwefel leicht entflammen lassen.

So ein Zündholz hat bereits ein langes Leben hinter sich, wenn wir es aus seiner Schachtel nehmen. Einst stand im Walde der Baum, eine Espe, Pappel oder Fichte. Die Holzhauer schlugen ihn um und kappten die Zweige. Der Stamm wurde fortgeschafft in die Fabrik. Dort kam er in die Maschine. Ihre Sägen und Messer schnitten ihn in tausend und aber tausend Stücke, Streifen und Stäbchen. Die einzelnen Hölzchen wurden dann zu riesigen Bündeln vereinigt mit den Enden in die flüssige Masse getunkt, die Schwefel und andere Stoffe enthält. Jedes Hölzchen erhielt einen roten oder braunen Kopf. Hierauf wurden sie getrocknet und zu fünfzig oder sechzig in Schachteln verpackt. Und dann wanderten sie in den Laden des Kaufmanns oder der Genossenschaft, und von dort in die Küche. Und endlich kommt die Mutter und nimmt eins heraus. Ratsch! Ratsch! — es brennt und kann seine Dienste tun. Und dann — ja, dann ist's vorbei mit ihm. Das ist der Lebenslauf jedes Zündhölzchens.

Wie wunderbar einfach scheint uns solch ein Hölzchen, und doch hat es so lange gedauert, bis die Menschen das erste Zündholz gebrauchten. Seit der erste Wilde im dunklen Urwald durch Bohren oder Schlagen den Funken erzeugte, sind ungezählte Jahrtausende verfloßen;

siebzig Jahre erst besitzen wir Zündhölzer. Und doch — wer weiß, ob nicht schon nach einigen Menschenaltern die Menschen auch das Zündholz nicht mehr brauchen, sondern noch leichter und schneller Feuer erzeugen. Es gibt ja heute bereits eine Menge von Taschenfeuerzeugen der verschiedensten Art. Die meisten enthalten ein Benzinlämpchen, das durch ein Zündblättchen entzündet wird. Nur im Glashaft des Museums werden einst vielleicht noch Zündhölzer gezeigt werden; dort werden sie liegen neben dem Feuerstahl und dem Feuerbohrer unserer Vorfahren, und die Menschen jener kommenden Zeit werden kopfschüttelnd die kleinen Hölzchen betrachten und sich wundern, wie — umständlich wir Menschen von heute Feuer erzeugten.

Roland.

o o o

## Karl Schurz' Flucht aus Rastatt.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick sah ich draußen einen mir bekannten Artillerieoffizier namens Neustädter vorübergehen. Er war wie ich in Rheinpreußen zu Hause und hatte früher in der preussischen Artillerie gedient.

„Wo gehen Sie hin, Neustädter?“ rief ich ihm durchs Fenster zu.

„Zu meiner Batterie“, antwortete er, „um die Waffen zu strecken.“

„Die Preußen werden Sie totschießen“, entgegnete ich. „Gehen Sie doch mit mir und versuchen wir, davon zu kommen.“

Er horchte auf, kam ins Haus und hörte meinen Plan, den ich ihm mit wenigen Worten darlegte. „Gut“, sagte Neustädter, „ich gehe mit Ihnen.“ Es war nun keine Zeit zu verlieren. Adam wurde sofort ausgeschickt, um einen Laib Brot, ein paar Flaschen Wein und einige Würste zu kaufen. Dann steckten wir unsere Pistolen unter die Kleider und rollten unsere Mäntel auf. In dem meinigen, einem großen, dunkeln, mit rotem Flanell gefütterten Radmantel, den ich erst kürzlich aus geliefertem Zeug mir hatte machen lassen, verbarg ich einen kurzen Karabiner, den ich besaß. Die Flaschen und Geware, die Adam brachte, wurden auch so gut es ging verpackt. Unterdessen begann die Besatzung in geschlossenen Kolonnen über den Markt zu marschieren. Wir folgten der letzten Kolonne eine kurze Strecke, schlugen uns dann in eine Seitengasse und erreichten bald die innere Mündung unseres Kanals. Ohne Zaudern schlüpfen wir hinein.

Es war zwischen ein und zwei Uhr nachmittags am 23. Juli.

Der Kanal war eine von Ziegelsteinen gemauerte Röhre, etwa 4 bis  $4\frac{1}{2}$  Fuß hoch und 3 bis  $3\frac{1}{2}$  Fuß breit, so daß wir uns darin in einer unbehaglichen gehuckten Stellung befanden und, um uns fort zu bewegen, halb gehen, halb kriechen mußten. Das Wasser auf dem Boden reichte uns bis über die Fußgelenke. Als wir weiter in das Innere des Kanals vordrangen, fanden wir in regelmäßigen Entfernungen enge Luftschachte, oben mit eisernen Gittern und Kloten verschlossen, durch die das Tageslicht herabkam und den sonst finstern Kanal fleckweise erhellte. An solchen Stellen ruhten wir einen Augenblick und streckten uns aus, um das Rückgrat wieder in Ordnung zu setzen. Wir hatten unserer Berechnung nach ungefähr die Mitte der Länge des Kanals erreicht, als ich an ein kurzes im Wasser liegendes Brett stieß, das sich quer zwischen die Wände des Kanals einklemmen ließ, so daß es uns als eine Art von Bank zum Niedersitzen dienen konnte. Auf dieser Bank, die unsere Lage ein wenig behaglicher machte, drückten wir uns zusammen zu längerer Ruhe.

Bis dahin hatte die beständige Bewegung, zu der wir genötigt gewesen, uns kaum zur Besinnung kommen lassen. Jetzt, auf der Bank sitzend, hatten wir Muße, unsere Gedanken zu sammeln, und über das, was nun weiter zu tun sei, Kriegsrat zu halten. Ich hatte während der Belagerung oft Gelegenheit gehabt, mir die unmittelbare Umgebung der Festung genauer anzusehen, und kannte daher das Gelände, in welchem der Kanal draußen mündete, ziemlich gut. Ich schlug meinen Genossen vor, daß wir auf der Bank bis gegen Mitternacht sitzen bleiben sollten, um dann den Kanal zu verlassen und zuerst die Deckung eines nahen mit Welschkorn beplanten Feldes zu suchen. Von da würden wir, wenn der Himmel klar wäre, einen kleinen Teil des Weges nach Steinmauern, einem etwa eine Stunde von Raftatt entfernten am Rhein gelegenen Dorfe überblicken können, wenigstens hinreichend, um uns zu vergewissern, ob wir uns ohne unmittelbare Gefahr aus dem Welschkornfeld herauswagen dürften. Und so würden wir denn, von Zeit zu Zeit Deckung suchend und den Weg vor uns erkundigend, hoffen können, lange vor Tagesanbruch Steinmauern zu erreichen und dort einen Kahn zu finden, der uns auf das französische Ufer hinüber-

brächte. Dieser Plan wurde von meinen Genossen gutgeheißen.

Während wir so miteinander zu Räte gingen, hörten wir über uns allerlei dumpfes Getöse, wie das Rollen von Fuhrwerken und den dröhnenden Tritt großer Menschenmassen — woraus wir schlossen, daß nun die Preußen in die Festung einzögen und die Tore und Wälle besetzten. Als es etwas stiller geworden war, vernahmen wir den Klang einer Turmuhr, welche die Stunden schlug. Unsere Bank befand sich nämlich in der Nähe eines der Luftschachte, so daß das Geräusch der obern Welt unschwer zu uns drang. Gegen neun Uhr abends fing es an zu regnen, und zwar so stark, daß wir das Klatschen des herabströmenden Wassers deutlich unterscheiden konnten. Zuerst schien uns das schlechte Wetter der Ausführung unseres Fluchtplanes günstig zu sein. Bald aber kam uns die Sache in einem ganz anderen Lichte vor. Wir fühlten nämlich, wie das Wasser in unserm Kanal stieg und bald mit großer Festigkeit wie ein Gießbach hindurchschloß. Nach einer Weile überflutete es die Bank, auf welcher wir saßen, und reichte uns in unserer sitzenden Stellung bis an die Brust. Auch gewahrten wir lebendige Wesen, die mit großer Rührigkeit um uns her krabbelten. Es waren Basserratten. „Wir müssen hinaus“, sagte ich zu meinen Genossen, „oder wir werden ertrinken.“ So verließen wir denn unser Brett und drangen vorwärts. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, als ich in der Finsternis mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand stieß. Ich betastete ihn mit den Händen und entdeckte, daß das Hindernis in einem eisernen Gitter bestand. Sofort kam mir der Gedanke, daß dieses Gitter dort angebracht worden sei, um während einer Belagerung alle Verbindung mit dem Feind durch den Kanal zu verhindern. Dieser Gedanke, den ich meinen Gefährten sofort mitteilte, brachte uns der Verzweiflung nahe. Aber als ich das Gitter mit beiden Händen ergriff, wie wohl ein Gefangener an den Eisenstäben seines Kerkerfensters rüttelt, gewahrte ich, daß es sich ein wenig hin- und herbewegen ließ, und eine weitere Untersuchung ergab, daß es nicht ganz bis auf den Boden reichte, sondern etwa anderthalb bis zwei Fuß davon abstand. Wahrscheinlich war es so eingerichtet, daß es ausgezogen und heruntergelassen werden konnte, um so den Kanal zum Reinigen zu öffnen und dann wieder zu schließen. Glücklicherweise hatte während der Belagerung nie-

mand von diesem Gitter gewußt oder daran gedacht, und so war uns die Möglichkeit des Entkommens geblieben. Freilich mußten wir, um unter dem Gitter durchzuschlüpfen, mit dem ganzen Körper durch das Wasser kriechen; aber das hielt uns nicht ab. So drangen wir denn rüstig vor, und als wir glaubten, nahe bei der Mündung des Kanals angekommen zu sein, hielten wir einen Augenblick an, um unsere Kraft und Geistesgegenwart für den gefährlichen Moment des Hinaustretens ins Freie zu sammeln.

Da schlug ein furchtbarer Laut an unsere Ohren. Dicht vor uns, nur wenige Schritte entfernt, hörten wir eine Stimme, „Halt Werda!“ rufen, und sogleich antwortete eine andere Stimme. Wir standen still wie vom Donner gerührt. In kurzer Zeit vernahmen wir ein anderes „Halt Werda!“ in etwas größerer Entfernung. Dann wieder und wieder denselben Ruf immer entfernter. Es war offenbar, daß wir uns unmittelbar bei der Mündung des Kanals befanden, daß draußen eine dichte Kette von preussischen Wachtposten stand, und daß soeben eine Runde oder Patrouille bei dieser Kette vorüber passierte war. Leise, mit angehaltenem Atem, schlich ich noch ein paar Schritte vorwärts. Da war denn wirklich die Ausmündung des Kanals, von so dichtem Gebüsch überwachsen, daß sie in der dunklen Regenmacht fast so finstern blieb wie das Innere. Aber mich geräuschlos aufrichtend, konnte ich doch die dunklen Gestalten eines preussischen Doppelpostens dicht vor mir erkennen, sowie auch das Feuer von Feldwachen in einiger Entfernung. Hätten wir nun auch, was unmöglich schien, unbemerkt ins Freie gelangen können, so wäre doch offenbar der Weg nach Steinmauern uns verschlossen gewesen.

Leise, wie wir gekommen, duckten wir uns in unseren Kanal zurück und suchten dort für den Augenblick Sicherheit. Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört. Das Wasser war freilich noch hoch, aber es stieg doch nicht mehr. „Zurück zu unserer Bank!“ flüsterte ich meinen Gefährten zu. Wir krochen unter dem Gitter durch und fanden unser Brett wieder. Da saßen wir denn, dicht aneinandergedrängt. Unsere Beratung über das, was nun zu tun sei, hatte eine gewisse Feierlichkeit. Der Worte gab es wenige, des ernststen Nachdenkens viel. Ins Feld hinaus konnten wir nicht — das war klar. Längere Zeit im Kanal bleiben auch nicht, ohne die Gefahr, bei mehr Regen zu

ertrinken. Es blieb also nichts übrig, als in die Stadt zurückzukehren. Aber wie konnten wir in die Stadt zurück, ohne den Preußen in die Hände zu fallen? Nachdem wir diese Gedanken flüsternd ausgetauscht, trat eine lange Pause ein. Endlich unterbrach ich das Schweigen: „Essen und trinken wir etwas; vielleicht kommt dann Rat.“ Adam packte unsere Vorräte aus, und da wir seit der Frühstückszeit des vorigen Tages — denn Mitternacht war längst vorüber — nichts gegessen hatten, so fehlte es nicht an Hunger und Durst. Unser Brot war allerdings naß geworden, aber es schmeckte uns doch; ebenso die Würste. Wir erinnerten uns beizeiten, daß wir nicht den ganzen Vorrat aufzehren durften, denn wir wußten ja nicht, woher sonst die nächste Mahlzeit kommen würde. Übrigens quälte uns auch der Durst mehr als der Hunger. Seit ungefähr zwölf Stunden waren unsere Füße im Wasser gewesen und daher eisig durchkältet. Dieser Umstand, verbunden mit der Aufregung, hatte uns das Blut zu Kopfe getrieben. Adam öffnete nun eine der beiden Flaschen, die er für uns gekauft, und es fand sich, daß sie Rum statt Wein enthielt. Obgleich ich gegen alles, was Branntwein hieß, immer eine starke Abneigung gehabt, so trank ich doch wie auch meine Gefährten, in gierigen Zügen, und es schien, als bliebe das Gehirn völlig klar dabei.

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendet, nahm Adam das Wort. „In der Stadt habe ich eine Base,“ sagte er. „Ihr Haus ist nicht weit vom Eingang des Kanals. Um dahin zu kommen, brauchen wir nur durch ein paar Gärten zu gehen. Wir könnten uns da in der Scheune verbergen, bis sich etwas Besseres findet.“

Dieser Vorschlag fand Beifall, und wir beschloffen, den Versuch zu machen. In demselben Augenblick stieg in mir ein höchst niederschlagender Gedanke auf. Ich erinnerte mich, daß wir während der Belagerung dicht bei dem Eingang des Kanals einen Wachtposten gehabt hatten. War dieser Posten von den Preußen ebenfalls besetzt worden, so saßen wir in dem Kanal zwischen zwei feindlichen Schildwachen. Ich teilte meinen Gefährten meine Befürchtung mit. Was war zu tun? Vielleicht hatten die Preußen diesen Posten noch nicht besetzt. Vielleicht konnten wir uns vorbeischieben. Auf alle Fälle — nichts blieb uns übrig als der Versuch durchzuschlüpfen.

Als wir unsere Bank verließen, um den Rückmarsch anzutreten, hörten wir die Turm-

uhr draußen drei schlagen. Ich ging voraus und erreichte bald den letzten Luftschacht. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich aufzurichten und ein wenig zu strecken, wobei mir etwas geschah, das auf den ersten Augenblick ein Unglück schien. Ich hatte meinen kurzen Karabiner bei dem gebückten Gehen durch den Kanal als eine Art von Krücke gebraucht. Indem ich mich aufrichtete, fiel mir der Karabiner ins Wasser und machte ein großes Geräusch. „Holla!“ rief eine Stimme just über mir. „Holla! In diesem Loch steckt was! Kommt hierher!“ Und in demselben Augenblick kam ein Bajonnett, wie eine Untersuchungs-nadel, von oben herunter durch das Gitter, welches das Lustloch deckte. Ich hörte es, wie es an die eisernen Stäbe des Gitters anstieß, und wich der Spitze desselben durch rasches Wücken aus. „Run schnell hinaus!“ flüsterte ich meinen Genossen zu, — „oder wir sind verloren.“ Mit wenigen hastigen Schritten erreichten wir das Ende des Kanals. Ohne uns umzusehen, sprangen wir über eine Hecke in den nächsten Garten und gewannen in schnellem Lauf einen zweiten Zaun, der ebenso überflogen wurde. Atemlos blieben wir dann in einem Felde hoher Gartengewächse stehen, um zu horchen, ob uns jemand folge. Wir hörten nichts. Es ist wahrscheinlich, daß das Fallen meines Karabiner ins Wasser die Aufmerksamkeit der Wachtposten in der unmittelbaren Umgebung auf sich gezogen und von der Mündung des Kanals abgewendet hatte. So mag unser Entrinnen durch den zuerst unglücklich aussehenden Zufall erleichtert worden sein.

Als Adam sich an unserem Halteplatz orientierte, fand er, daß wir uns dicht bei dem Hause seiner Base befanden. Wir setzten über einen Zaun, der uns noch von dem zu diesem Hause gehörenden Garten schied, wurden aber da von dem lauten Gebell eines Hundes begrüßt. Um ihn zu befänstigen, opferten wir den letzten Rest unserer Würste. Das Thor der Scheune fanden wir offen, gingen hinein, streckten uns auf dem an der einen Seite aufgehäuften Heu aus und fielen bald in tiefen Schlaf.

Aber diese Ruhe sollte nicht lange währen. Ich wachte jählings auf und hörte die Turmuhr sechs schlagen. Es war heller Tag. Adam hatte sich bereits erhoben und sagte, er wolle nun ins Haus zu seiner Base gehen, um anzufragen, was sie für uns tun könne. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und die

Base mit ihm. Ich sehe sie noch vor mir — eine Frau von etwa dreißig Jahren, mit blaßem Gesicht und weit geöffneter, angstvoller Augen. „Um Gotteswillen,“ sagte sie, „was macht ihr hier. Hier könnt ihr nicht bleiben. Heute Morgen kommen preussische Kavalleristen als Einquartierung. Die werden gewiß in der Scheune nach Futter und Streu für ihre Pferde suchen. Dann finden sie euch und wir sind allesamt verloren.“ „Aber nehmt doch Vernunft an, Base,“ sagte der gute Adam. „Wo können wir denn jetzt hin? Ihr werdet uns doch nicht ausliefern!“

Aber die arme Frau war außer sich vor Angst. „Wenn ihr nicht geht,“ antwortete sie entschieden, „so muß ich es den Soldaten sagen, daß ihr da seid. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich mich und meine Kinder für euch unglücklich mache.“ (Fortsetzung folgt.)

o o o

## Ruckuck und Nachtigall.

Volkslied.

Einmal in einem tiefen Tal  
Der Ruckuck und die Nachtigall  
Eine Wette tätten anschlagen,  
Zu singen um das Meisterstück;  
Wer's gewänne aus Kunst oder aus Glück:  
Dant sollt' er davon tragen.

Der Ruckuck sprach: „So dir's gefällt,  
Hab' ich der Sach' einen Richter bestellt,  
Und tät den Esel nennen.  
„Denn weil der hat zwei Ohren groß,  
So kann er hören desto baß,  
Und was recht ist, erkennen.“

Als ihm die Sach' nun ward erzählt,  
Und er zu richten hat Gewalt,  
Sagt' er, sie sollten singen.  
Die Nachtigall sang lieblich aus;  
Der Esel sprach: „Du machst mir's kraus,  
Ich kann's in Kopf nicht bringen.“

Der Ruckuck fing auch an und sang,  
Wie er denn pflegt zu singen:  
„Ruckuck! Ruckuck!“ lacht sein daren.  
Das gefiel dem Esel im Sinne sein.  
Er sprach: „In allen Rechten  
Will ich ein Urtheil sprechen.

Haßt wohl gesungen, Nachtigall!  
Aber Ruckuck singt gut Choral,  
Und hält den Takt fein innen.  
Da sprech' ich nach meinem hohen Verstand,  
Und ob es gält' ein ganzes Land,  
So laß ich's dich gewinnen.

## Sepp der Frosese.

Von Robert Gröbisch. (Schluß.)

### 4. Die Frosesen am Marterpfahl.

Der nächste Tag begann genau wie die anderen Tage: erst kam die Sonne, dann die Milchwagen, dann die Bäckerjungen, dann die Zeitungsfrauen. Und dann die Schulkinder — darunter die Frosesen.

Oh, wie sitzsam die rauhen Krieger heute zur Schule schritten! Und wie sitzsam sie im Schulzimmer auf den Bänken saßen! So, als wollten sie durch außergewöhnliche Aufmerksamkeit und Bravheit eine schwere Gefahr abwenden.

Aber seltsam! — Die Gefahr wollte nicht kommen! Alles ging den gewohnten Gang: der Siouzhäuptling holte sich in der Religionsstunde die üblichen Kopfnüsse, weil diese wilde Rothaut selbstverständlich einige Sprüche nicht auswendig konnte. Einige Romantschen mußten in der folgenden Rechenstunde die Hände unter den Rohrstock halten, weil dieser Stamm nun einmal aus den miserabelsten Rechnern bestand. Und in der Freiviertelstunde rang wie immer ein halb Duzend Romantschen unter wildem Geheul gegen ein halb Duzend Sioux. Nur die Frosesen wollten sich heute nicht so recht am Kampfe beteiligen.

Aber dann — dann kam eine Stunde, die der Menschenkunde gewidmet war. Und die hielt ein Lehrer ab mit großer Brille, graublauen Augen und kahlem Kopfe. Diesem Lehrer hatte schon den ganzen Morgen über ein hartes Lächeln um den schmalen Mund gespielt. Es war der Klassenlehrer Schmidt.

Auch er begann die Stunde so harmlos wie immer und rollte an der Wand ein Bild auf, das die Eingeweide des Menschen darstellte. Mit einem Stocke in der Hand begann der Lehrer zu erläutern: „Wir kommen heute zu drei der wichtigsten menschlichen Organe, das sind Lunge, Herz und Magen. . .“ Klatsch! Klatsch! Klatsch! schlug der Stock dreimal gegen das Bild, und die Frosesen starrten unverwandten Blickes drauf hin. Sie waren selten so bei der Sache, hingen mit den Augen am Stocke des Lehrers, freuten sich, daß er in seiner alten gewohnten Art sprach — von der Lunge, vom Herzen, vom Magen, und was diese Organe bewundernswürdiges leisteten.

Aber da — auch diese Stunde war beinahe überstanden — da gab das bebrillte Bläßgesicht dort vorn allerhand Redensarten von sich, die den Frosesen gar nicht gefielen.

„Ihr habt gesehen, welche Bedeutung diese Organe für jeden Menschen haben. Und doch gibt es Leute, die diese edlen Teile durch allersinnige Dinge schädigen und damit den Körper schwächen!“ Auf verschiedenen Bänken zuckten verschiedene Zungen zusammen. Das waren die Frosesen.

„Denkt euch, wieviel Einfältigkeit dazu gehört, den eigenen Körper zu vergiften! Die einen tun's mit Alkohol, die anderen mit Tabak.“ Er hatte das Wörtchen „Tabak“ so hart betont, daß sich die Frosesen hinter die Rücken ihrer Vordermänner duckten.

„Ja, es gibt Zungen, die wollen stark werden wie Indianer und treiben das Indianerspiel so bodenlos dumm, daß sie ihren Körper schon im Wachstum zerstören.“ Die Frosesen krümmten sich noch tiefer in die Bänke.

„Gestern abend haben zwölf Knaben dieser Klasse aus einer Pfeife geraucht! Die Zwölf mögen einmal vorkommen. . .!“

Tiefe Stille. Dann das Scharren einiger Füße — die Sioux und Romantschen sahen verwundert drein. Bläßgesicht Schmidt zog einen Brief aus der Rocktasche — da schob sich der Frosesenstamm zögernd, aber vollzählig nach vorn und reihte sich zögernd, aber vollzählig vor dem Lehrerpulte auf. Auf dem rechten Flügel stand Barentage, auf dem linken Luchsauge. Durch die lange Kriegerkette lief ein leises Zittern.

„Die Frosesen am Marterpfahl,“ zischelten hinten ein paar Sioux, und der breite Häuptling Barentage bebte.

Das grausam lächelnde Bläßgesicht Schmidt jedoch ließ den Rohrstock durch die Luft wippen und sagte trocken: „So so! Also wer hat Tabak und Pfeife mitgebracht?“ Sein Blick lief über die Reihe hin, forschte in den schweigenden blaffen Gesichtern und blieb an dem starken, zitternden Barentage haften. „Natürlich du, nicht wahr? Hier der Dümmsie und draußen der Frechste!“ Und abermals piff das Stöckchen durch die Luft. „Also raus mit der Sprache! Wird's bald? Wird's bald?! Sonst gehn wir zusammen zum Herrn Direktor!“

Da war's mit Barentages Häuptlingswürde wieder einmal vorbei. Er riß die derben Fäuste vors breite Gesicht, schluckzte, daß die stämmigen Schultern zuckten und stammelte: „Ich habe bloß die — die Pfeife mitgebracht — den Tabak hat — hat —“

Ein Tränenstrom erstlckte des Häuptlings Stimme, die Sioux rutschten schmunzelnd auf den Bänken umher, ein paar Romantschen

zischelten: „Dieser tapfere Frosesenhäuptling! Dieser tapfere Stamm!“ — und die Frosesen schämten sich ihres Häuptlings so sehr, daß sie die Augen starr zu Boden schlugen. Luchsauge aber spürte, wie den kleinen Adlerauge neben ihm ein Zittern überkam.

Das furchtbare Bläßgesicht jedoch pflanzte sich breitbeinig vor dem heulenden Bärenauge auf, suchtelte mit dem Stöckchen und forschte weiter: „Also wer hat den Tabak gestiftet?“ Und das Stöckchen piff durch die Luft.

„Den Tabak — den Tabak“ — schluchzte Bärenauge — „den Tabak hat Adlerauge geholt —“

„Adlerauge?“ Und das Stöckchen piff immer wieder durch die Luft. „Wer? Was? Adlerauge? Ja kennt ihr denn schon eure christlichen Namen nicht mehr? Wer? Adlerauge?“

Bärenauge heulte und seine von Schluchzen ersticke Stimme rang vergeblich mit Adlerauges Vaternamen. Die Siour und Romantischen zischelten höhnisch. Einige Frosesen preßten die Zähne aufeinander aus Wut über den Verräter. Luchsauge fühlte, wie der kleine Adlerauge immer stärker zitterte. — Da — da geschah etwas, das der Klasse lange Zeit lebendig vor Augen blieb! Etwas, das die Rästernäuler der anderen Stämme für lange Zeit stopfte: Luchsauge nämlich, der schmachtige, lustige Luchsauge — der kam ins Wanken, machte einen Schritt nach vorn und stotterte ganz rasch heraus: „Ich — ich habe den — den Tabak mitgebracht!“

Die Siour und Romantischen vergaßen ihr verächtliches Zischeln, die Frosesen hoben erstaunt die Köpfe, und einige begannen etwas stolzer geradeaus zu schauen. Bläßgesicht Schmidt aber überflog mit einem scharfen Blick die Kriegerreihe und ließ die graublauen Augen lange, lange auf Luchsauge ruhen, als wolle er sagen: Schade, daß auch du die Hände mit unter den entwürdigenden Rohrstock wirft halten müssen. . . .

Drei Tage lauerte der Graue im Birkengehölz vergeblich auf Luchsauge und die übrigen Krieger. Denn die mußten an drei Tagen nachsitzen, und jeder hatte bei dieser Gelegenheit vierhundertmal den ebenso schönen als wahren Satz niederzuschreiben: Tabak ist Gift! . . .

Als sich die Frosesen am vierten Tage wieder in dem Birkenwäldchen einfanden, ließen sie sich

im Kreise vor dem Wigwam nieder und wählten einen neuen Häuptling. Das war Luchsauge! Bärenauge aber hieß seit jener Zeit bei den Zungen der dreizehnten Bezirksschule nur noch Hasenfuß und ward in den Jagdgründen der Frosesen nie mehr gesehen.

o o o

## Der Luftballon.

Von Heinrich Seidel.

Das war wohl nicht nach deinem Sinn,  
O weh, mein kleiner Hans!  
Da fliegt dein Luftballon dahin  
Im Morgenjonnenglanz.

Und alle Leute um und um,  
Sie stehn und sehn empor.  
Und freun sich gar und lachen drum,  
Daß Hänschen ihn verlor.

Der gute Vater spricht: „Ja, ja!  
Das kommt davon, mein Sohn!“  
„Natürlich!“ sagt die Frau Mama,  
„Das dacht ich längst mir schon!“

Da geht er ab und segelt fort,  
Empor mit leichtem Flug,  
Und sucht sich einen andern Ort —  
Die Welt ist groß genug.

In blaue Luft steigt er gemach,  
Und unerreichbar fern  
Verstrahlt er überm Kirchendach  
Als wie ein roter Stern.

Nach Süden segelt er geschwind  
Zum fernen Afrika,  
Wo all' die schwarzen Menschen sind,  
Und bald ist er schon da.

Wie dann sich wohl die Neger freun,  
Und alles tanzt und springt,  
Wenn übermorgen um halb neun  
Er dort heruntersinkt!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Klara Zettin (Bundel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. S. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.